

Furtwängler im Hühthumer Spiegel

Hühthum ist Spiegel der Geschichte, — Rees auch —, Düsseldorf auch, — Bonn auch, — jeder andere Platz auch. Und wir Menschen sind Spiegelscherben dessen, was unter uns ist, um uns ist, über uns ist, — dunkle und helle, klare und blinde Spiegelscherben.

Wer wie ich vor einigen Tagen in Hühthum die Ortschenhöfer Spiegelscherbe, in die wir so gern und so häufig hineinschauen, vor die Augen gehoben hätte, würde darin — sage und schreibe — Furtwängler erblickt haben, — nicht wie er in Amerika den Applaus von zwanzigtausend Menschen in Empfang nimmt, auch nicht, wie er in der großen Halle zu Münster vor etwa sechstausend Menschen den Taktstock hebt, — sondern wie er mit gebreiteten Armen auf einer Wolke hoch über der Erde steht.

Wie ist Furtwängler in dieser sonderbaren Lage in den Ortschenhöfer Spiegel geraten?

Ich will versuchen, es zu berichten. Dazu muß ich ein wenig ausholen:

Gegen halb neun Uhr morgens kommt der Ortschenhöfer von dem üblichen Rundgang zurück. Seit fünf Uhr ist er auf den Beinen. Er hat sein Hoheitsgebiet, das man in einer kleinen Stunde umgehen kann, kreuz und quer der Länge und Breite nach durchschritten. Allenthalben ist die Arbeit dieses Tages gut im Gang. Clemens, sein Ältester, der künftige Hoferbe, ist mit Trecker und Anhänger, einem der Eleven und zweien seiner Leute zum Hafan gefahren, um Kunstdünger abzuholen. Roes, des Hofes bewährter Baumeister, ist mit einer Gruppe von Männern und Frauen auf dem Rübenacker. Der Obstgärtner, dunkeläugiger Flüchtling aus dem Osten, weist seine Gehilfen an, die Reihen der Apfelbäume in den ausgedehnten Pflanzungen gegen Schädlinge zu bespritzen. Max, das gutmütige, dicke belgische Pferd, zieht die Spritze. Sein Fell ist gelb übersprüht. Die beiden Maurer des Hofes, Dores und Hen Jansen, bauen im Obstsöller über dem Kuhstall zwei Stuben aus und ziehen heute die letzte Wand hoch. Teet Zomers, der tüchtige holländische Blumengärtner, der die Stauden liebt wie seine Kinder und keinerlei Laus an ihnen duldet, ist in den Treibhäusern schon mit dem Frühschnitt fertig. Etwa dreitausend Rosen und zweieinhalbtausend Nelken sind die heutige Ernte. Seine Hilfsschar ist im Packraum beschäftigt, die Blüten nach Sorten zu ordnen, zu zählen, zu bündeln und in versandfertige Schachteln zu verschnüren. Die Hälfte der Schnittblumen ist bereits vor drei Stunden an den Frühzug gebracht worden. Die Blumenhändler Düsseldorfs stellen die Hühthumer Nelken um diese Tageszeit schon in ihre Schau- fenster. Der Ortschenhöfer schmunzelt im Gedanken an seine Treibhäuser. Der Schnitt läßt sich bestens an. Und es ist günstig, daß die Einfuhr der holländischen Blumen noch für einige Wochen gesperrt ist. Zufrieden hat er den singenden Frauen zugesehen, die mit flinken Fingern ein neues Fadenstockwerk gitterartig über die silbergrünen Nelkenfelder spannen, damit die hochstrebenden Stengel Stütze finden.

Auch auf dem Damm war er und stand klein unter der weiten Glocke des blaßblauen Frühlingshimmels. Man kann von da aus die Kühe und Rinder in den Stromwiesen übersehen und zählen und einen dankbaren Blick in die Runde tun bis zum Eltenberg hin und wieder zurück zu den auferstandenen Giebeln der breit-

gelagerten Hofgebäude, die zur Zeit von einer weiß schimmernden Woge blühender Kirschen- und Pflaumenbäume wie von einem Brautschleier umhüllt sind.

Nun bleibt ihm noch als Schlußpunkt des Rundganges die Kanzlei. Auf dem Wege dahin sieht er eben in die Werkstatt hinein. Willy Daam, des Hofes Schlosser, bessert den verbeulten Kotflügel des Anhängewagens aus. Der Schreiner Scholz paßt die erneuerte Rückwand ein.

Das außergewöhnlich vielfache Gefüge des Hofes ist ein wohlgeordnetes Gewirk, dessen Fadenwerk in den Händen dieses Hünen zusammenläuft und so ruhig geführt wird wie die Zügel über der wilden Asta, der temperamentvollen Hannoveraner Stute. Man könnte Beklemmung empfinden vor solch geballter Urkraft, schauten nicht die blauen Augen so gut und klug und jungenhaft unter dem abgegriffenen Filz aus dem gesundfarbenen Mannsgesicht hervor. Sieh nur, wie die Beine gleich Säulen über den Booten der riesigen Holzschuhe stehen!

Gentjes, des Hofes gewandter Kanzlist, hat die Sendungen von Rosen und Nelken an den Blumengroßmarkt, an die Händler in Düsseldorf, in Oberhausen, in Köln, eingetragen, hat inzwischen hinein einige Ferngespräche angenommen und geführt, und sitzt nun über den Lohnabrechnungen dieser Woche. Der Hofherr sieht die eingegangenen Postsachen durch, sondert die für die Familie bestimmten von den geschäftlichen, und bespricht die Beantwortung kurz mit dem Kanzlisten. Dessen Schreibmaschine klap- pert schon, während der Ortschenhöfer sich dem Wohnhaus zuwendet. Nun

hat er Hunger. Und er freut sich auf das Frühstück mit Frau Maria. Um diese Stunde ist es wohlthuend still im Haus. Man spürt nicht, daß dreizehn blonde Kinder es sonst bis in die letzten Winkel hinein bevölkern. Abgesehen von den beiden Kleinsten sind sie nun teils in der nahen Dorfschule, teils in auswärtigen Lernstätten. Der Hofherr stülpt seinen Hut über den Haken im Flur, läßt seine Holzschuhe neben der Tür stehen und geht auf Socken, so dick wie Ledersohlen, über die Schwelle. Für die Beiden ist jetzt der kleine Tisch im altväterlich däftig möblierten Kaminzimmer gedeckt. An der langausgezogenen Tafel im Eßzimmer würden sie um diese Tageszeit verloren sitzen. Einen der Briefe legt der Hausherr neben Frau Marias Tasse. Sie kommt mit der Kaffeekanne herein. Ihr noch junges, blankes, anmutvolles Gesicht steht in wunderlichem Gegensatz zu des Leibes mütterlich behäbiger Rundlichkeit. Sie schenkt ein. Kaffeeduft erfüllt die Stube mit



Behagen. Während der Hausherr seine Schnitte mit Leberwurst bestreicht, schlitzt Frau Maria den Brief auf und fängt an zu lesen:

„O wie schön, eine Einladung an uns und die drei Großen von Sabine aus Münster für nächste Woche zum Furtwängler-Konzert! Da fahren wir aber hin, — ja, Hugo?“

Der Ortschenhöfer schaut seine Frau bedenklich an:

„Futbänkler? Wer ist Futbänkler?“

Um seine Nasenflügel zuckt der Schalk.

„Ach, du weißt doch, Hugo, — Furtwängler, unser berühmter Dirigent!“

„So, so, Dirigent, — och, Maria, ek hebb hier so völ te dirigieren, — könnt gej dor niet bäter alleen henfahren?“

Wäre es eine Einladung zu einer musikalischen Veranstaltung der Hüthumer Blaskapelle, würde er auf der Stelle freudig zugestimmt haben, denn Hüthum und Musik gehören zusammen wie die Werkstage mit dem Sonntag. Aber Münster? Frau Sabine legt so großen Wert auf vornehmes, elegantes Gehaben und ist so betriebsam und möchte ihn am liebsten mit allen einflußreichen Leuten des Münsterlandes auf einen Schlag bekannt machen. Sicher, sie meint es gut, aber er bringt doch allerlei Ausflüchte vor: Schützenversammlung bei Reyers, Preiskegeln in Xanten, — Auktion der schwarzen Berkshire-Schweine in Krefeld, — Pferderennen in Aachen . . .

„Aber Hugo, Furtwängler ist ein einmaliges Erlebnis! Fahr doch mit!“ Frau Maria weiß so geschickt und unauffällig beharrlich zu bitten, daß der Ortschenhöfer endlich, wenn auch noch halb widerstrebend, sein Mitfahren zusagt. Ach, er fühlt sich doch viel wohler in seinen derben Landschuhen als in den langen, schmalen Stadtschuhen! Aber nun ja, eine Fahrt mit der Frau Maria und den erwachsenen Kindern nach Münster zu machen, hat schließlich einen nicht zu unterschätzenden Reiz.

So wird also des Ortschenhöfers dunkler Festanzug aufgebügelt. Die Hosenbeine sind viel breiter als das Plättbrett. Mit dem Hosenbund könnte man gemächlich unsere dicke Blutbuche umspannen. Und Frau Maria läßt ihr bischöflich violettes Feiergewand mit frischer, weißer Paspel versehen. —

Am Vigiltag des großen Konzertes steht um Mittag der geputzte Wagen auf dem Kies vor der Haustür. Im Flur ist allerlei Gepäck aufgestapelt. Den Koffern mit den Festkleidern sind noch mehrere Bündel langestielter Rosen in Seidenpapier zugesellt für Frau Sabine und deren hochbetagte Mutter. Ein zwölfpfündiger Radkäse liegt auch dabei.

„Hugo, sollen wir nicht lieber den Anhänger mitnehmen, damit wir bequem Platz haben?“ So geschieht es, denn Frau Marias Wort hat Geltung. Und sie sitzt nicht gern beengt.

Nach Tisch drängt der Hausherr zur Abfahrt. Er ist pünktlich wie die Uhr. Und er weiß, daß Frau Maria geraume Weile benötigt, bis sie sich aus dem verzweigten Hauswesen losgeschält hat. Die Söhne Klemens und Wilm verstauen das Gepäck im Anhänger. Hanna, die Älteste, wird vom Vater der Mutter nachgeschickt: „Hanna, sorg, daß Mutter jetzt kommt!“ Und er drückt ein paar Mal kräftig auf die Hupe. Wartend steht er und schaut den Gang entlang. Frau Maria kommt aus der Kinderstube, umgeben von den Kleinen. Der Vater raunt Klemens zu: „Wenn sie nur nicht noch in eine andere Tür abbiegt!“

Während die Kinder die Mutter anziehen, — eines hat den Mantel, eines das Halstuch, eines den Hut, eines die Handtasche, eines die Handschuhe, — sagt sie

in vergnügter Gemütsruhe: „Aber Hugo, warum so eilig? Wir haben noch so viel Zeit! Das Konzert ist erst morgen abend!“

Der Vater nimmt den Platz am Steuer. Er beugt sich noch einmal zur zarten, achtjährigen Gertrud heraus, die ihm zum Abschied ein Marienblümchen ins Knopfloch nestelt. Frau Maria setzt sich vorn neben ihn, ein wenig schräg, damit er den Schalthebel ungehindert bedienen kann. Die schmale Hanna hat hinten im Wagen noch Raum genug zwischen den beiden Brüdern. Die Kleinen umringen den Wagen und geben schließlich winkend und rufend den Weg frei. An der Haustür steht Fräulein Imme, die verlässliche Betreuerin der Kinder, und hat Irmgard, die jüngste, auf dem Arm. Kondor steigt bellend hoch hinter dem Zwingerdraht. Langsam fährt der Wagen über den Hofplatz in die Allee hinein. Frau Maria läßt ihr Taschentuch flattern, bis der Dreh in die große Landstraße die Kinder und den Hof ihren Blicken entzieht.

Nun sind sie abgestoßen vom Ufer ihrer Scholle und hineingesogen in den Strom der Ader, die Holland mit Deutschland verbindet. Der Ortschenhöfer sitzt mit der gleichen wachen Ruhe am Steuerrad, mit der er sonst das Gespann lenkt. Diese wurzelhafte Festigkeit ist allzeit bei ihm und macht, daß die Menschen sich in seiner Nähe geborgen fühlen wie bei einem Turm, einem Bergfried.

Wie sie so in ihrem Nest eng zusammen dahinrollen, sind sie fünf übermütigen Geschwistern auf Ferienreise gleich. —

Zweieinhalb Stunden später fahren sie vorsichtig in die Stadt Münster ein. —

Am anderen Abend sitzen sie mit Frau Sabine, die lebhaft umhergrüßt, in einer seitlichen Loge nahe dem Orchester. Wo immer die Ortschenhöfer um ihren Vater versammelt sind, wirken sie wie eine sichere, kleine Burg. Ruhig beobachtend schaut der Bauer die Menschenmenge an und mustert die Musikanten, die ihre Instrumente stimmen. Seine Augen bleiben an dem noch leeren Dirigentenpult haften. In diesem Augenblick durchrauscht Händeklatschen die Halle, als habe ein starker Wind sich erhoben. Furtwängler besteigt seine Kanzel, verneigt sich grüßend vor der Menge, wendet sich seinem Orchester zu und hebt den Taktstock. In die plötzlich einfallende Stille hinein flüstert der Ortschenhöfer seiner Frau hörbar zu: „Maria, doch Futbänkler, kiek es die hooge Futbank aan!“ Hinter ihm mahnt ein strafendes „Ssssst - Ssssst“ — und dann braust das Tönen über den Ortschenhöfer und die Seinen, über die verstummte Frau Sabine und die vielen, vielen hingegeben lauschenden Menschen hin. Einen Herzschlag lang ist es dem Bauern zu Sinn, als würde er von seinem Acker hochgehoben und in den Rhein geworfen. Er sucht mit den Augen Halt. Bei Furtwängler findet er ihn nicht. Er erscheint ihm wie ein Riesenrabe, der mit den Flügeln schlägt und trotz aller Anstrengung nicht von der Fußbank zu den Sternen hochkommt. Schließlich verhakt sich sein Blick an dem rundlichen Paukenisten, dessen ruhevolleres Verhalten auffällt neben dem messerscharfen Stechen all der Fiedelbogen. Er behält ihn aufmerksam im Auge. Geraume Weile ändert sich nichts an der Haltung des Pau-



kenisten. Und der Ortschenhöfer denkt schon: „Weswegen steht doch dieser Nichtstuer da?“ Jedoch plötzlich, als die Geigenbögen gerade wieder einmal wild auf- und niederzucken, ergreift der Paukenist zwei blitzende Deckel und schlägt sie mit einem kraftvoll schwingenden Wumm zusammen. Der Ortschenhöfer fährt auf, als sei sein Schädel zwischen den Deckeln gewesen. Nun gibt er noch schärfer Obacht und beschließt, an den Fingern mitzuzählen. Den Daumen, — mächtig, als sei er von Gottvaters Schöpferhand entlehnt, — steckt er auf. Es folgen in Abständen Zeigefinger und Mittelfinger. Dann klappt der Rabe auf der hohen Fußbank die beschwörenden Fittiche zusammen. Und der Ortschenhöfer schaut in tausende heller, leuchtender Menschenantlitze und hört das begeisterte Beifallsklatschen, an dem mitzuwirken die drei aufgesteckten Finger ihn hindern. Er tippt Frau Maria auf den Arm: „Maria, kannst du das begreifen? Dreimal hat er zugeschlagen und jedes Mal präzis op den richtigen Oogenblick!“ Er empfindet Hochachtung für diesen zuverlässigen Mann. Frau Maria hat hochrote Backen vor Erregung, hört nun aber auf zu klatschen und wendet sich ihrem Manne zu. „Maria, stell ouw dat vöör: drei Mal Wumm in der Stunde! Und pro Wumm söventig Mark! Wenn es mit Rosen und Nelken nicht mehr gehen sollte, melde ich mich bei dem Futbänkler als Deckelschläger. Stell ouw dat vöör: pro Wumm söventig Mark!“



Als aber dann der schwarze Vogel wiederum die Fußbank besteigt und die Schwingen hebt, dieses Mal sacht und in fast schwereloser Anmut, schmilzt auch des Ortschenhöfers gewappnetes Herz in Mozarts Musik hinein. Er vergißt des Raben und des Deckels und der siebzig Mark und der Menschenfülle um sich her und wandelt im Geiste wie vor fünfundzwanzig Jahren über den Pfad, der sich vom Ortschenhof durch die Wiesen zum Uferhof schlängelt. Vom Uferhof her aber kommt ihm Maria, seine Braut, entgegen. Und hingenommen atmet er auf und ab mit den hundert Geigenbögen, als läge sein Herz auf ihrer Woge.

Am nächsten Tag, als er das Seinige wieder heimwärts steuert, und die Stadt Münster schon weit hinter sich hat, sagt er bedachtsam zu Frau Maria, die schräg neben ihm sitzt:

„Maria, stell Ouw dat vöör: gestern abend geigten hundert Fiedeln dasselbe Lied, hundert Geigen das Gleiche! Maria, wenn nun einmal alle Geigen der Erde“

Und er sieht Furtwängler auf einer Wolkenfußbank stehen und mit Flügeln, gewaltig wie eines Erzengels Schwingen, das Lob Gottes dirigieren. —